



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bamberger: Staatenbund von Nordeuropa

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Staatenbund von Nordeuropa

Von Justizrat Bamberger

Wer nur im Einst lebt, ist ein Träumer,  
wer nur im Heute lebt, ist arm;  
reich und stark ist allein,  
wer das alte Gute bewahrt  
und neues Gutes dazu erwirbt.

Avenarius



iederholt ist an dieser Stelle (in Heft 38, 43 und 49 der Grenzboten von 1914) der Plan erörtert, Deutschland mit den anstoßenden kleinen Staaten zu einem Staatenbunde zu vereinigen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Zusammenkunft der Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark bedeutsam, die am 18. und 19. Dezember 1914 unter Mitwirkung der beteiligten Minister des Auswärtigen in Malmö stattgefunden hat. Die Zusammenkunft hatte nach amtlichen Mitteilungen den Zweck, das gute Verhältnis zwischen den drei Ländern und ihre vollkommene Einmütigkeit in der Aufrechterhaltung der Neutralität zum Ausdruck zu bringen, außerdem den weiteren Zweck, dahin zu wirken, daß von den skandinavischen Ländern wirtschaftliche Schäden ferngehalten würden, die der ausgebrochene Krieg mit sich bringen könnte. Welche Ergebnisse die Besprechungen gehabt haben, ist in der Öffentlichkeit nicht näher bekannt geworden. Doch wurde ausdrücklich der einträchtige Wille der nordischen Völker zur Neutralität bekundet und betont, daß die so glücklich eingeleitete gemeinsame Arbeit zum Schutze der gemeinsamen Interessen auch in der Zukunft fortgesetzt werden solle. In jedem Falle lag den Besprechungen die Erkenntnis zugrunde, daß ein Kleinstaat für sich allein den Gefahren nicht gewachsen ist, die sich aus der internationalen Kriegslage ergeben, daß dagegen ein Zusammenschluß mehrerer Länder, die Vereinigung von Kräften, jedem einzelnen stärkere Bürgschaft für seine Sicherheit und Unabhängigkeit bietet. Der Tag von Malmö hat die Wichtigkeit der Ansicht bestätigt, daß in einer Zeit, da selbst Großmächte das lebhafteste Bedürfnis empfinden, Bündnisse zu suchen, ein kleiner Staat gänzlich außer Stande ist, sich allein zu schützen, da er durch die neuere

Staatenentwicklung Europas in noch höherem Grade gefährdet ist, als bisher. Den schlagenden Beweis für diese Wahrheit liefert, wie früher erwähnt, das traurige Schicksal des Königreichs Belgien. Belgien wurde innerhalb weniger Monate bis auf einen kleinen Teil erobert, nachdem das unglückliche Land zum Kriegsschauplatz für drei Heere geworden war. Und Belgien war ein reiches, dichtbevölkertes Land, das ein starkes Heer, starke Festungen und bedeutende Staatseinnahmen besaß. Gleichwohl erwies es sich, wie im Kriege, so schon im Frieden als unfähig zu erfolgreichem Widerstand. Das hat sich aus den neuerdings veröffentlichten amtlichen Berichten ergeben. Schon Mitte Januar 1906 eröffnete der englische Militärattaché, Oberstleutnant Barnadiston, dem belgischen General Ducarme unaufgefordert, England werde hunderttausend Mann über den Kanal schicken, falls Belgien angegriffen würde; er wünsche, sich zu vergewissern, wie diese Maßregel auf belgischer Seite ausgelegt werden würde. Als der General erwiderte, dies gehe auch die politischen Behörden an, erhielt er die Antwort, über die politische Seite der Sache werde sich der englische Gesandte mit dem Minister des Auswärtigen besprechen. Darauf folgte eine eingehende Erörterung aller militärischen Fragen eines gemeinsamen Vorgehens gegen Deutschland, insbesondere über den Ort der Landung, die Eisenbahntransporte, die Requisitionen und über den Oberbefehl. Am Schlusse sprach Barnadiston seine Genugtuung über die Erklärungen des Generals Ducarme aus und betonte, das Abkommen solle absolut vertraulich, übrigens für seine Regierung nicht verbindlich sein. Diesem merkwürdigen, nur für Belgien verbindlichen, aber für beide Teile recht bezeichnenden Abkommen, zu dem sich der belgische General hatte verleiten lassen, folgten eine Reihe weiterer Besprechungen, in denen der Kriegsplan im einzelnen ausgebaut wurde. Der englische Bevollmächtigte stellte das Ergebnis der Ausschiffungen in Boulogne, Calais und Cherbourg fest und konnte auf Grund dessen zusagen, daß das erste Korps am zehnten, das zweite am fünfzehnten Tage ausgeschifft würde. Die englische Verpflegungsbasis solle von der französischen Küste nach Antwerpen verlegt werden, sobald die Nordsee von allen deutschen Schiffen gesäubert sei. — Noch härter bedrängte der Nachfolger Barnadistons, Oberstleutnant Bridges, den Chef des belgischen Generalstabs, General Jungbluth. Die denkwürdige Unterredung fand am 23. April 1912 statt. Der Militärattaché erklärte, seine Regierung hätte während der letzten Ereignisse\*) 160 000 Mann landen lassen, auch wenn Belgien keine Hilfe verlangt hätte. General Jungbluth erwiderte zurückhaltend, dies könne doch nicht ohne belgische Zustimmung geschehen; Belgien sei vollkommen in der Lage, einen Durchmarsch der Deutschen selbst zu verhindern. Bridges entgegnete kurz, das sei nicht möglich, und wiederholte die Erklärung, England hätte seine Truppen auf jeden Fall in Belgien ge-

\*) Bridges spielt anscheinend auf die Kriegsgefahr an, die im Sommer 1911 wegen Marotto entstand.

landet. Der Bericht, dessen Echtheit nicht in Frage gestellt ist, fügt noch hinzu, über den Ort der Landung habe der Attaché sich nicht ausgesprochen, er habe nur hingeworfen, die Küste sei ziemlich lang; der General habe aber gewußt, daß Bridges kurz zuvor während der Osterfeiertage von Ostende aus tägliche Besuche in Zeebrügge gemacht habe.

Der Bericht gibt in seiner Kürze ein ebenso anschauliches, wie ergreifendes Bild des Vorganges. Man glaubt, die beiden Männer vor sich zu sehen. Man sieht förmlich, wie der belgische Generalstabschef zusammensinkt und in peinlicher Verlegenheit bemüht ist, sich den verräterischen Einflüsterungen, der Schlinge, die ihm immer fester um den Hals gelegt wird, zu entziehen, wie schmerzlich er die Beleidigung empfindet, die der im Range ihm nachstehende englische Offizier ihm und seinem Lande auch in der Form roh zufügt. Aber — Belgien war klein und England groß. So wurde das blutige Schicksal des Landes besiegelt, nicht so sehr durch seine Schuld, wie durch seine Schwäche. In der Schwäche des Kleinstaates liegt die Gefahr für seine Existenz und für seine Ehre. Es ist nicht anders: „Eine souveräne Krone ohne Macht entfällt auf die Dauer ihren Träger.“ So erklärt es sich, daß die belgische Regierung den Schlag ins Gesicht hinnahm, den England ihr versetzte, daß sie, eingeschüchtert bis zur Willenlosigkeit, den Pflichten der Neutralität untreu wurde — ein warnendes Beispiel kleinstaatlicher Ohnmacht.

Ob eine Vereinigung der skandinavischen Länder, die elf Millionen Einwohner umfaßt und über sechshundert Millionen jährlicher Staatseinnahmen verfügt, einem Angriff Rußlands oder Englands, oder den vereinten Kräften beider Länder Stand halten kann, das ist eine militärische Frage, die hier nicht zu erörtern ist. Es steht ja auch nicht fest, ob eine solche Gefahr jetzt droht, wie zu der Zeit, als der englische Admiral Gambier im Frieden Kopenhagen bombardierte und die ganze dänische Flotte mit sich führte, oder als Rußland Schweden zwang, ihm Finnland abzutreten. Sicher ist, daß ein größerer Staatenbund, der das Deutsche Reich zum Kern hat, eine stärkere Bürgschaft gegen äußere Gefahren bietet. Doch soll einem naheliegenden Mißverständnis gleich vorgebeugt werden. Es könnte scheinen, als ob der Plan, Deutschland mit den benachbarten kleineren Staaten zu einem Schutz- und Trutzbündnis zu vereinigen, nur dem Wunsche entspringt, die Unterstützung dieser Länder für den jetzigen Krieg zu gewinnen. Das ist keineswegs der Fall. Gewiß wäre solche Unterstützung erwünscht, nachdem ein Weltkrieg ausgebrochen ist; das läßt sich nicht leugnen. Aber hilfsbedürftig ist Deutschland nicht, wie der bisherige Verlauf des Krieges gezeigt hat. Und es wäre ebenso kurzfristig, wie aussichtslos, lediglich im eigenen Interesse andere Mächte zur Teilnahme an dem Kriege veranlassen zu wollen. Ein Plan, wie der des nordeuropäischen Staatenbundes, wird ohnehin nicht in einigen Wochen oder Monaten verwirklicht, am wenigsten in Kriegszeiten, in denen die Neutralen gespannt darauf warten, wer in dem Ringen Sieger bleibt. Von der Errichtung des Staatenbundes

kann überhaupt nur für den Fall die Rede sein, daß der Krieg beendet ist, und auch nur für den Fall, daß Deutschland ihn siegreich beendet. Nicht im entferntesten sollen diese Betrachtungen bezwecken, irgend welche diplomatische Verhandlungen anzuregen. Die europäische Diplomatie hat sich nicht mit Ruhm bedeckt. Ob Anlaß vorliegt, den einheimischen Diplomaten, die bei den feindlichen Mächten beglaubigt waren, Kränze zu winden, das läßt sich aus dem bisher vorliegenden Material nicht ersehen. Wäre indessen die seit neun Jahren angezettelte Verschwörung in ihrem vollen Umfange früher entdeckt, so wäre jedenfalls manche Fürstenbegegnung, manches Verbrüderungsfest und manche Selbsttäuschung uns erspart worden, und es wären dem Deutschen Reiche mehr Sympathien der Neutralen zugefallen, als dies bisher der Fall war. Aber auch auf der Gegenseite wird man die Früchte der diplomatischen Künste mit gemischten Gefühlen genießen. Zu Anfang des Krieges, als eine Kriegserklärung der anderen folgte, konnte der Deutsche wohl unruhig und fast neidisch auf das dicke Netz von Bündnissen blicken, mit dem die kluge britische Staatskunst verstanden hatte, sich zu umgeben und Deutschland zu isolieren. Die Arbeit war in ihrer Art wirklich bewundernswürdig. Sollte es aber nicht doch ein Danaergeschenk gewesen sein, daß die anscheinend so listigen Staatsmänner ihren Ländern bereitet haben? Wie weit reichte denn das Bündnis, zu dem vor hundert Jahren Napoleon der Erste das widerstrebende Preußen zwang? Und wie weit reichte das Bündnis, das in unseren Tagen innerhalb des erneuten Dreibundes zwei Reiche auf dem Papier vereinigte, die in ihrem nationalen Empfinden so gar nicht miteinander einig waren? — Belgien liegt bereits am Boden. Es kann unmöglich Gefühle der Dankbarkeit gegen den Bundesgenossen hegen, dem es sein Unglück in erster Linie zuschreiben muß. Auch Frankreich und Rußland haben, so viel ersichtlich, wenig Grund, des Tages freudig zu gedenken, an dem sie sich bestimmen ließen, mit dem alten Feinde gemeinsame Sache zu machen. England selbst, in seiner geschützten Lage, hat zwar verhältnismäßig am wenigsten gelitten. Daß aber die Stimmung dort eine frohe, gehobene, zuversichtliche wäre, daß die öffentliche Meinung, wie sie in den führenden Blättern sich ausspricht, den Leitern der Regierung Vertrauen und Anerkennung für ihre Tätigkeit entgegenbrächte, das läßt sich nicht behaupten. Die künstliche Vereinigung von Mächten, deren Interessen einander in Lebensfragen zuwiderlaufen, — diese innere Unwahrheit, wird voraussichtlich das Ende dieses Krieges nicht erleben.

Auf ganz anderem Boden muß der Staatenbund erwachsen, von dem hier die Rede ist. Man verwerfe ihn von vornherein als leeres Hirngespinnst, wenn sich bei schärfster Prüfung nicht ergibt, daß der dem Plan zugrunde liegende Gedanke ein gesunder ist. Der Bund hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn er den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit entspricht, die am letzten Ende in Krieg und Frieden über alle kurzfristigen Diplomatenkünste, über allen Trug und alle Treulosigkeit triumphieren. Der Staatenbund hat nur dann Daseinsberechtigung,

wenn er in Wahrheit den dauernden Interessen aller seiner Glieder gerecht wird. Ob dies der Fall ist, muß in jedem der Bundesstaaten erwogen werden. Die Vorteile, die den vereinigten Staaten infolge ihrer Vereinigung zufallen müssen, bestehen meines Erachtens für jeden einzelnen in Zuwachs an Macht und Ansehen, sowie in wirtschaftlichen Vergünstigungen und Erleichterungen auf handelspolitischem Gebiet. Wie der Nutzen des einzelnen mit dem der Gesamtheit in Einklang zu bringen ist, wie überhaupt die Rechte des einzelnen gegen die der Gesamtheit abzugrenzen sind, das sind Fragen, die die gründlichste Prüfung erfordern. Arbeiten nach dieser Richtung anzuregen, damit der Bündnisgedanke seine Probe bestehe, zunächst aber das Problem der öffentlichen Meinung, insbesondere den führenden Patrioten in allen beteiligten Ländern zu unterbreiten, das ist der nächste Zweck dieser Betrachtung. Dann kann es wohl gelingen, in nicht zu ferner Zeit die völkerrechtliche Grundlage für gemeinsame Arbeit zum Schutze gemeinsamer Interessen zu gewinnen, — um das schöne skandinavische Wort zu wiederholen. Meinerseits bin ich davon durchdrungen, daß die vereinigten Staaten von Nordeuropa kraft ihrer Machtfülle vortrefflich imstande sein werden, die Wohlfahrt aller ihrer Glieder zu fördern und darüber hinaus ein noch festeres Bollwerk des Weltfriedens zu bilden, als es bisher das Deutsche Reich für sich allein in diesen dreiundvierzig Friedensjahren gewesen ist.





## Łódź

Von Leonhard Schrickel



either schon grüßt sie, die „deutsche“ Stadt. Aber so trauerumflort steht sie dort im flachen, kahlen Lande, so trübe und stumm im sagenreichen Polen, wie eine Vereinsamte in der Fremde. Graue Türme, schwere, sich gleichsam unter der eigenen Last mühsam aufreckende Türme ragen aus der undeutlichen Häusermasse empor, und schwarze, kalte Fabrikschöte zeichnen sich düster am Himmel ab. Und wie diese Stadt, so die Wege zu ihr. Auch sie trostlos, zerfahren und zerrissen, bedeckt von knöcheltiefem Schlamm; kein Baum an den Seiten, kein Richtstein, kein Telegraphenmast, dessen weiße Glocken wie Frühlingslieder, wie lenzläutende Märzblumen wirken müßten. Nichts als Schmutz und stummes In sich versunken sein.

Bekommen schier, mit angehaltenem Atem und schauernd wie von Grabeskühle angeweht, betreten wir die anscheinend tote, leere Stadt; treten ein wie in eine riesenhafte Katakombe, in der die Seufzer der Träumer und Dichter wohnen, die durch Jahrhunderte hindurch bis an das eigene Ende die Toten ihres Volkes eingebettet haben.

Doch wie bald und wie jäh ändert sich das Bild! Zwar die erste Gasse, in die unser Weg einmündet, ist noch ebenso unerbittlich schmutzig und holperig, und die Büdchen rechts und links sitzen am Rande dieses zähen Sumpfes wie uralte, schimmelige Schildkröten; aber die Straße ist durchpulst von lärmendem Leben. Da laufen schreiende Kinder jeglichen Alters die Kreuz und die Duer, Zeitungen ältesten und neuesten Datums, deutscher, russischer, polnischer, jüdischer, englischer, galizischer Herkunft, Zigaretten seltsamster Art, Brot, Schuhnägel, Brennholz, Zuckerhuttrümmer und was es noch sonst an schnurrigem Zeug gibt feilbietend und in den schwärzlichen Händen oder fragwürdigen Mützen aufdringlich präsentierend. Auf den Haustürstufen, die hier auf-, dort abwärts zur Schwelle führen, bemühen sich lockenüberwucherte Jünglinge und dunkeläugige Jungfrauen in ernstem Eifer, jene Schreier noch zu überschreien oder durch weitausholende Geberden zu übertrumpfen, um ihre eigne Ware an den Mann zu bringen. Und in der Straßenmitte schleppen Männer und Frauen auf wackeligen Karren, vor denen

nur hin und wieder ein klapperdürres, spatlahmes Kößlein einherwankt, Kartoffeln, Rüben, Fleisch. . . .

Womöglich noch lauter und bunter geht es auf dem Markte zu, der uns alsbald aufnimmt, ohne daß wir es vorerst bemerken. Auch hier sind hohe, wasserdichte Stiefel das Unentbehrlichste, und wenn ich früher den schweren Kanoniestiefel unterm Weiberrock eine Ausgeburt gemeiner Sitte schalt und die polnischen Schönen ob dieser ihrer widerwärtigen Bestiefelung haßte wie das Gift, — angesichts dieser Schlammkufen, Gassen und Märkte vergebe ich den ehemals Verdammten ihre scheußlichen Wadenpanzerrohre, und wünsche mir selber aus ganzer Seele ein Paar gehörig geteerte Schiffersocken. Daneben braucht es allerdings auch noch Geduld und Nachsicht, denn das Schieben und Stoßen und Drängen der durcheinanderhastenden Händler und Unterhändler, Käufer und Wiederverkäufer erster bis sechster Hand, Schleppler, Horcher und spekultativen Müßiggänger ist unbeschreiblich. Wäre das Völkchen nicht gar so unbekümmert, handelswütig und vorteilshoch, wäre es ein wenig nobler und appetitlicher, es müßte beinahe eine Lust sein, in diesen wilden Strudel einzutauchen und sich vom Leben des „toten“ Łódź ein Weilchen umspülen zu lassen.

Aber die lauten Gassen und lärmenden Märkte sind noch nicht Łódź. Jenseits von ihnen öffnen sich breite, großstädtisch anmutende Straßen, wie die Piotrkowska, die die Halbmillionenstadt von Nord nach Süd durchschneidet und an der sich alles angesiedelt hat, was auf das Prädikat „vornehm“ und „elitär“ glaubt Anspruch erheben zu dürfen. Da gibt es auch „Geschäfte“, das heißt etwa das, was wir vermögenden Großstadtdeutschen als Geschäfte zu bezeichnen pflegen: gut eingerichtete, saubere, bisweilen elegante Läden, Hotels, Cafés. Besonders viele Cafés, in denen man eine angenehme, unter Umständen sogar gemütliche Stunde zubringen kann, wenn einem auch der ewige Geschäftsdonner noch in den Ohren brummt, der seit vielen Wochen im Felde unsere einzige und immerwährende Morgen- und Abend-, Tag- und Nachtmusik gewesen ist. Jetzt klingen draußen vor dem breiten Fenster die schmucken, stets überfüllten Elberfelder Wagen der elektrischen Straßenbahn vorüber, fahren herrschaftliche Kutschen und Droschken unterschiedlichster Klasse vorbei, jagen riesige feldgraue Autos dahin, beladen mit Offizieren und Ärzten, Ordnonanzen oder Postpaketen, traben flinke Meldereiter ihre Straße oder endlos lange schwere deutsche Bagage- und Munitionskolonnen, neben denen die österreichischen Kolonnen mit ihren leichten Wagen und Pferdchen schier fröhlich einherrollen, und zwischen all diesem bunten Gewühl marschieren immer wieder Regimenter aller deutscher Gaue, und oft genug auch noch lange Züge russischer Gefangener. Und dann gibt es auch hier natürlich hunderte von emsigen Händlern jeglichen Alters und von aller Art Güte, zahllose Herumsteher und Flaneure und eine schier unabhsehbare Schar von Mädchen zweifelhaften Herkommens.

Das flutet unaufhörlich, eine förmlich ins Gigantische gesteigerte „Walpurgisnacht“, auf und nieder und quirlt brausend durcheinander wie von jäh aufspringendem Wirbelsturm am Strandfelsen zerschellte Wogen. Man fühlt stark heraus, daß diese ungeheure Flut sonst nicht an dieser Küste tobt, und in den nächsten Seitenstraßen fließt denn auch das Leben in ruhigem Gleichmaß dahin. Ob auch sonst so ruhig wie jetzt, erscheint nun freilich unwahrscheinlich, denn was jetzt die seltsame, fremdartige Stille erzeugt, was jetzt den Mund des sonst vielleicht laut auflachenden, freischendenden Tages mit fast unheimlicher Gewalt verschließt, alle Farben löscht und alles Klirren der Stunden dämpft, das ist das Schweigen der hochragenden Fabriken, das sind diese überall an den Seitenstraßen sich aufrichtenden, weit ausgehenden Riesenbauten, darinnen all die gewaltigen Maschinen, diese Wunderwerke moderner Technik, einen tiefen Schlaf schlafen, all die wuchtigen, riesigen Schwungräder und Turbinen erstarrt stehen und keine Hand mehr sich regt. Verschllossen sind die hohen Eisentore, verlassen und vereinsamt die weiten Höfe und in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen wie in erloschenen Augen.

Wahrlich, keine andere Stadt ist so unter den Eindruck ihrer Fabriken gestellt wie Lodz. Welch eine Ausdehnung aber haben auch diese Unternehmungen hier, die fast ausnahmslos deutscher Kaufmannsgeist geschaffen, deutsches Kapital gespeist, deutscher Fleiß vergrößert. In ganze Stadtteile gliedern sie sich mitunter. Da stehen Wohnbauten einer Fabrik in anmutiger Ordnung für insgesamt 7000 bis 8000 Familien! Unter allen ragt diejenige hervor, die ein vormals unbekannter, nicht eben reich bemittelter deutscher Einwanderer, des Namens Scheibler, vor just sechzig Jahren gegründet, und in unermüdlicher Ausdauer binnen der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit zu dem heutigen Riesenunternehmen von Weltruf ausgestaltet hat. Da fehlen weder Schule noch Krankenhaus, weder Parkanlagen noch Kaufhäuser und — das ist vielleicht das Beste! — da waltet Sauberkeit, soweit die immerhin üble Umgebung dergleichen duldet. Denn das ist für das heutige Lodz charakteristisch, daß hart neben dem blanken Herrenhaus die elende Hütte des Hörigen steht, dicht neben dem Neuen das Alte und Uralte, neben dem Städtchen der Riesenfabrik der fast weglose Pfuhl des wirr zusammengewürfelten Bagabunden- und Bettlerviertels. Das macht das Stadtbild bunt und abwechslungsreich, aber nicht schön und auch nicht eigentlich interessant, zumal die „reichen“ Bauten, die da so unvermittelt zwischen den schmucklosen Büdchen emporgeschossen sind, nicht selten durch eine prozig überladene, geschmacklos garnierte Fassade entstellt werden. Hingegen gibt es unter den vor etwa hundert Jahren errichteten deutschen Anstedlerhäuschen, namentlich an der Piotrkowska, die wie aus der Kolonie Nowawes-Potsdam herververpflanzt erscheinen, etliche wenige von ganz entzückender, köstlicher Schlichtheit, und wenn sie auch in der Hauptsache fast nur aus Holz und Dachpappe bestehen, so strahlen sie dennoch einen eigenen Liebreiz aus, der noch erhöht wird durch die traulichen, kleinen Fensterchen, die oft ein wimmelndes

Häuflein von blonden Kinderköpfen umrahmen, daß es ist wie ein Bild himmlischer Heerscharen von Meister Correggio oder Rafael.

Die meisten dieser Kleinen, die da mit großen Augen durch die schmalen Scheiben in die seltsam aufgeregte Welt schauen, sehen freilich bei all ihrer kindlichen Freudigkeit nicht gerade pausbäckig und übermütig aus, denn auch sie haben jetzt unter der bestehenden Teuerung zu leiden. Man merkt es eben allenthalben, daß die Lebensmittel knapper sind als sonst wohl, wenn auch von einer Hungersnot zu sprechen kein Anlaß vorliegt. Ja, vielleicht ist die Warenknappheit nicht einmal so groß, als das Angebot glauben macht. Vielleicht haben diejenigen Kenner der Verhältnisse recht, die den spekulierenden Händlern die Schuld an der Teuerung zurechnen, jenen Gewissenlosen, die große Mengen von Mehl, Kartoffeln usw. aufgekauft und aufgespeichert haben und nur in kleinen, unzureichenden Portionen wieder absetzen, um die Preise zu treiben oder doch zu halten. Für Rußland und also auch für das „deutsche“ Łodz nichts Ungewöhnliches.

Aber diesmal hat man die Rechnung ohne den Wirt gemacht, d. h. ohne die deutsche Heeresverwaltung, die umsichtig und schonungslos ihres Amtes waltet und regelnd und helfend eingreift. Nun wehe dem „Großfisten“, der sein vollgerüttelt Lager nicht öffnet! Dreifach wehe ihm, denn unsre Heeresverwaltung greift nicht nur mit entschlossener Hand zu, sondern sorgt in aller Stille auch für Erschließung neuer Quellen und für stete Zufuhr von außen.

Ein großer Tag für die Bewucherten sowohl als auch für die Herren Bucherer war deshalb zum Beispiel der 26. Dezember, sah er doch die erste Lokomotive auf der durch unsre braven Eisenbahner und Pioniere wiederhergestellten Kalkischer Strecke daherdampfen und in den hiesigen Bahnhof wie die Victoria selber einlaufen. Wie der Auftakt zur großen Sinfonie des Wiedererstehens von Deutsch-Łodz klang der helle, triumphierende, langhinhallende Pfiff der bekränzten Maschine. Die ganze Stadt, schien's, horchte hochauf. Kein Wunder! denn ihr Magen ist groß, zumal jetzt viel deutsches Militär die Vorräte mit verzehren hilft. Allerdings schaffen gerade für die Truppen unsre unermüdblichen Proviantkolonnen immer neue Zufuhr herbei. Wagenreihen von 40 und 50 Gespannen sind nichts Seltenes, wenn auch für die Łodzer immer etwas Erstaunliches. Da sammeln sie sich dann in dichten Reihen am Straßendamm rechts und links und starren neugierig oder auch sehnsüchtig diese vollbeladenen Gefährte an, von denen sie nicht glauben mögen, daß sie deutsche Ware bringen. Als ob es in Rußland noch etwas zu requirieren gäbe! Als ob die russischen Armeen noch etwas verschont hätten! Du lieber Gott! Und was sie wirklich mal mitzunehmen vergaßen oder nicht mehr aufzupacken vermochten, das wird von „Bauern“ und streifenden Horden geholt.

Davon weiß auch Łodz zu erzählen.

Auch Łodz! jawohl. Es steckt ja trotz allem so gut wie das ganze übrige polnische Land voller Spionenfurcht, voll nagender Angst vor späterer Denunziation

und grausamer Vergeltung. Wie eine moralische Seuche hat dieser Wahnsinn fast alle Gemüther ergriffen, wie fliegendes Feuer senkt jene törichte Furcht die Gehirne aus. Die erste Folge ist, daß zahlreiche, sonst nicht übel beleumdete und nicht unintelligente Leute vor den Deutschen in die weite Ferne fliehen oder doch sich verkriechen, nur um die Truppen nicht etwa in Quartier nehmen oder verpflegen und mit Kaufware bedienen zu müssen! Die leeren Quartiere werden natürlich dennoch und nun erst recht bezogen und auch die etwaigen Vorräte werden requiriert und verrechnet, — aber man hat sich salvirt! man hat reine Hände! unschuldige Hände! und ist also vor der Knute und dem Henkerstrick der Kosaken und vor dem rächenden Zorn des großen Vater Zar sicher.

O, Łodz weiß davon manches zu erzählen, Lustiges und zum Verzweifeln und Aufschreien Schmerzliches, und die verlassenenen Häuser und Wohnungen, die verschlossenen Läden und Hotels künden laut von jener krankhaften, uns unverständlichen Furcht vor Verrat an die russischen Spizel oder die — wie die Narren meinen — vielleicht doch wiederkehrende Zarenregierung.

Und wie in diesem wunderlichen, in vieler Beziehung so widerspruchsvollen Łodz, ist es auch in seiner näheren Umgebung. Auch in den Dörfern steht manches Haus leer und verödet; nur der Hund pflegt auf der Schwelle zu liegen, treuer als sein Herr, und ein Säulein etwa treibt sich auch noch auf dem Hof herum oder ein gackerndes Huhn; die menschlichen Bewohner hingegen sind auf und davon. Das heißt die Deutschen, deren Zahl in Łodz auf rund 80000 angegeben wird, und die seit mehr als hundert Jahren auch sonst zahlreich im Lande ange siedelt sind, sie haben zu allermeist ausgehalten. Und zwar — wie wenigstens die Dörfler anzugeben pflegen — aus dem Grunde: verlassen nämlich die „Wirte“ ihren Hof, dann kommen die „Lauben“, das heißt die polnischen Schnappfäcke der Städte, und fallen in Haus und Scheuer ein wie die Haselmäuse und nehmen mit, was sie nur immer schleppen können, graben die Rüben und Kartoffeln aus den Erdgruben, brechen die Gartenzäune und Schuppenwände nieder, Winterholz zu sammeln, und lassen nichts zurück, was irgend einen wenn auch noch so winzigen Wert besitzt. Sie erscheinen auch jetzt wieder und wieder bei dem „Wirt“, bettelnd oder auch dreist fordernd und schließlich gar drohend, indem sie dem Hartnäckigen die Flucht anraten und ihn mit der Verdächtigung zu schrecken suchen: er bleibe bei all der Kriegsgefahr am Ofen sitzen, um die Deutschen zu empfangen und zu fättigen. „Aber“ — so heißt dann die ewig gleiche Schlusskadenz — „hüte dich, Wirt. Der Kosak sieht's, und dann wehe. Väterchens Arm ist schwer und gerecht. Mach, daß du fort kommst, sei klug!“ Dessen ungeachtet halten die „Wirte“ jedoch aus, weil sie dies Lied kennen und weil sie nur zu gut wissen, weshalb die Füchse es anstimmen, die nur auf den Abzug warten, um in das Gehöft einzufallen. Etliche Hofeigner sind freilich mehr in Łodz als daheim, namentlich solche, deren Kinder und Enkel in der Stadt wohnen. Sie nun tauchen alle Morgen in den Straßen

auf, kleine Karren hinter sich, oder Säcke über der Schulter und ein Häuflein Enkel im Gefolge, und wandern festen, bedächtigen Schrittes, die scharfgeschnittenen Grauköpfe vorgestreckt, ihres Wegs wie Helden. Nein! wie Märtyrer oder die Apostel einer in jahrhunderttiefer Vergangenheit versunkenen Zeit. Das gibt dann einen seltsamen Aufzug in den noch stillen, halbverschlafenen Straßen, der an Seltsamkeit noch gewinnt, wenn er abends die Heimkehrenden wieder zeigt, wie sie scheu fast und vorsichtig daherkommen, mit Lebensmitteln aller Art beladen, die sie draußen von ihrem Gütchen geholt, das oft fünf bis sechs Meilen vor Lodz liegt. Auch Vieh bringen sie bei solcher Gelegenheit bisweilen noch mit, dergestalt den Markt wenigstens in etwas versorgend, der übrigens gerade Fleisch bedeutend billiger liefert als irgendeiner bei uns daheim, während die Preise für Butter und Milch zum Beispiel entsprechend höher sind\*). Und hinter den mit schweren und bedächtigen, das Gewühl der Unrast rundum gleichsam in festen, sicheren Rhythmus bannenden Schritten dahinziehenden Alten, lachen und springen jetzt in sorgloser Kindlichkeit die Enkel, den Abglanz des stadtfernen Dorffriedens in den frischen, geröteten Gesichtern, die Verheißungen der heimatlichen Scholle im Blute; tanzen und hüpfen ihres Wegs wie die Apostelchen einer neuen Zeit, so da aus den Tiefen des Werdens emporzudämmern beginnt, um über das Land einen Strom von Licht und jungem Leben, von Kraft und Schönheit, Frieden und Lust zu ergießen. Denn die Zukunft der neuen Generation ist groß, und auch das Lodz der kommenden Zeiten, das deutsche Lodz, in das die Enkel all' jener Leidenden und Aus-harrenden ihr Bestes alle Tage hereintragen und verstreuen, auch jenes Lodz wird, getragen von den ehernen Säulen des Rechtsstaats, empornachsen zu einer Stadt von monumentaler Größe, zu einer Kulturstätte von historischer Wucht.

\*) 1 Pfund (russisch = 425 Gramm deutsch) Rindfleisch: 55 bis 60 Pfg.

1 Pfund Butter: 2,40 bis 3,00 Mark.

1 Liter (=  $\frac{3}{4}$  Liter deutsch) Milch: 40 bis 46 Pfg.

